

Festschrift
Prof. Wilfried Setzler
zum 65. Geburtstag

**„Tübingen, Jänner“:
Paul Celan, Walter Jens und die Schwierigkeiten
einer jüdisch-deutschen Begegnung**

Karl-Josef Kuschel

An Spiegelungen Tübingens im Raum der Literatur herrscht kein Mangel. Mangel. Mangel auch nicht an entsprechender Dokumentation.¹ 1990 veröffentlicht *Gerd Ueding* „Ein Städte-Lesebuch“ zu Tübingen mit zahlreichen Texten von Goethe und Hölderlin bis Bloch und Jens, 2001 neu aufgelegt. Seit 1999 liegt bereits in dritter Auflage *Helmut Hornbogens* „Tübinger Dichter-Häuser. Literaturgeschichten aus Schwaben“ vor, seit 2003 „Tübinger Dichter-Spaziergänge“ von *Andreas Rumler*. Beide Bücher nehmen ihre Leser mit auf einen Gang durch die Stadt, Straße für Straße, Adresse für Adresse, um mit den Dichtern Zwiesprache zu halten, die dort ihre Spuren hinterließen. Entdeckungen kann man machen, die überraschen. Wer weiß schon, dass nicht nur Hölderlin, Mörike, Waiblinger, Hauff und Hesse (um nur einige zu nennen) in Tübingen ihre Zeichen hinterließen, sondern auch Arnold Zweig, Jakob van Hoddis und Peter Weiß? Neckarhalde 41? Hat da nicht in der Tat Hans Mayer gelebt, der sich als „Deutschen auf Widerruf“ beschrieb? Burgholzweg 58? Ist dies nicht die Wohnung von Peter Härtling, in die er sich zum Arbeiten immer wieder zurückzuziehen pflegt? Tübingen-Derendingen: Primus-Truber-Straße 42? Hatte nicht der „Chronist des Exils“, der Lyriker, Dramatiker, Romancier und Essayist *Hans Sahl* hier seinen letzten Wohnsitz, bevor er 1993 kurz nach seinem 90. Geburtstag verstarb?

I. TÜBINGEN-GEDICHTE VON HÖLDERLIN BIS ÜBER HÖLDERLIN

Auch der Kanon der Tübingen-Gedichte ist mittlerweile beachtlich, wie die von Kay Borowsky und Barbara Werner herausgegebene Anthologie „Tübingen im Gedicht“ (2. Aufl. 2004) eindrucksvoll dokumentiert. Ich greife für den folgenden Essay zwei Perioden besonders heraus, um des Kontrastes und des Vergleichs willen: die Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts sowie die in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts entstandenen Gedichte.² Sie sollen der weiteren Erhellung des Gedichtes dienen, das im Folgenden im Zentrum der Betrachtung stehen wird: Paul Celans „Tübingen, Jänner“.

Von *Friedrich Hölderlin* kennt man ein unter dem Eindruck der Französischen Revolution geschriebenes Freiheits-Gedicht über die „Burg Tübingen“ (1789/90). In den Ruinen des Schlosses werden die Geister der deutschen Ahnen beschworen, um den „Tyranen Hohn“ im Namen der Freiheit zu sprechen.

Ein Schloss-Gedicht schreibt auch *Eduard Mörike*, wie Hölderlin Theologie-Student im Tübinger Stift, allerdings ein Freiheitsgedicht anderer Art. Des „Schlossküpers Geister zu Tübingen“ werden besungen – und zwar in Form einer „Ballade, beim Weine zu singen“ (1827), vergleichbar in Stil und Ton dem „Tübinger Burschenlied“ von *Justinus Kerner* anno 1819.

Ein Tübingen-Gedicht haben wir auch *Friedrich Rückert* zu verdanken. Er wird 1788 in Schweinfurt geboren, wächst im Fränkischen auf, verbringt aber zwischen 1815 und 1817 gut zwei Jahre in Stuttgart als Redakteur des Cottaschen „Morgenblatts für gebildete Stände“. 1817 tritt er eine Reise nach Italien an, macht Station in Tübingen und imaginiert in einem entsprechenden Gedicht Stadt, Tal und Schloss als möglichen Ort eines Aufenthaltes nach der „Römerfahrt“:

„Zu Tübingen mich an der Aussicht labend
Auf Stadt und heitres Tal vom hohen Schlosse,
Ganz kurz zuvor, eh angespannte Rosse
Mich nahmen auf, mit mir aus Deutschland trabend,

Gedacht' ich, dass einst hier, vollendet habend
Die Römerfahrt, ein stilles Glück mir sprosse.“³

Ähnlich *Wilhelm Hauff*, der schon als Vierjähriger 1806 von Stuttgart nach Tübingen umzieht und auch die meiste Zeit seiner Kindheit sowie sein Theologie-Studium in Tübingen verbringt. 1824, im Jahr seines ersten theologischen Dienstexamens und seiner Verlobung mit Luise Hauff, verfasst er ein Tübingen-Poem, das zugleich ein Landschafts- und ein Liebesgedicht ist:

„Die Sonne grüßt Tübingas Höhn,
Der Berge Morgennebel fallen,
Und leichte Frühlingslüfte wehn,
Im Tal die Herdenglocken schallen,
Des Neckar sanfte Welle quillt
An der Gestade Rebenhügel,
Es taucht die alte Burg ihr Bild
In einen silberreinen Spiegel.
Wie wär der Morgen doch so schön,
Könnt ich mit *dir* mich da ergehn!“⁴

Ein historisierendes Gedicht dagegen schreibt *Ludwig Uhland*. Er legt dem Pfalzgrafen Götz von Tübingen Verse über den Besitz des Klosters Bebenhausen und die eigene Jagdleidenschaft in den Mund („Der letzte Pfalzgraf“, 1847).

Diese „Fingerzeige“ müssen hier genügen. Sie genügen auch, um die Schlussfolgerung zu rechtfertigen: Tübingen ist in der ersten Phase seiner Spiegelung in deutschen Gedichten präsent in der jeweiligen Stimmung der Zeit: entweder als Ort republikanischer Freiheitssehnsucht oder als romantisch-biedermeierliche Stimmungskulisse: Geister im Schloss beschworen; Sehnsucht nach Heimat und Liebesverbindung artikuliert; die Landschaft mit Tälern, Fluss und Hügeln besungen; dem fidelen Studentenleben ein Ständchen dargebracht nach der schlichten Weise:

„O Tübingen! du teure Stadt!
Bin deiner Weisheit voll und satt!
Ade! ihr alten Mauern!
Aus ist es mit dem Trauern!“⁵

Da fallen die Tübingen-Gedichte der 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ganz anders aus. Den Übergang bildet „Tübingen oder die Harmonie“ (1936) des expressionistischen Lyrikers *Johannes R. Becher* (später, nach 1945, Kultusminister der Ulbricht-Regierung in Ost-Berlin):

„Könnt ich so dichten, wie hier alles klug
Verteilt ist, jedes steht an seiner Stelle.
Des Dunklen nicht zuviel, genügend Helle,
Die Burg, die Brücke, und der Straße Zug
Zur Burg hinauf: verborgen nicht zuviel
Und sichtbar doch nicht alles. Auch die Wellen
Des Neckars halten Maß: in ihrem Spiel
Erscheint das Meer schon, und zugleich der Quellen
Ursprung ist spürbar. So geordnet ist
Dies alles, einfach, und doch reich gegliedert.
Wie ewiges Gespräch. darin vermißt
Man keine Stimme. Alles wird erwidert.
Zur Brücke spricht die Burg. Die Brücke spricht
Hinab zum Fluß. Ins Dunkel spricht das Licht.“⁶

Mit seiner Konzentration auf die Topographie der Stadt (Burg, Brücke, Fluss) lässt dieses Gedicht noch romantische Anklänge erkennen. Zugleich weist es sich in seiner gebrochenen Sprechhaltung als Produkt der Moderne aus. Denn die Ausgewogenheit von Hell und Dunkel, welche der Sprecher des Gedichtes in Tübingen noch wahrzunehmen meint, die reich gegliederte Ordnung, die kluge Verteilung der Dinge, das Maß, das „die Wellen des Neckar“ halten, sowie die aufeinander abgestimmten Zeichen (die Brücke „spricht“ zu Burg und Fluss), ist dem Sprecher für seine Art Literatur offensichtlich nicht mehr möglich. Die Sprechhaltung ist zurückgenommen in den Konjunktiv, die Möglichkeitsform: „*Könnt* ich so dichten, wie hier

alles klug / verteilt ist ...“ Dies zu fragen, heißt zugleich zu dementieren, dass man die „Harmonie“, welche die Stadt zu bieten scheint, in der eigenen Dichtung noch abbilden kann.

Formal und inhaltlich radikaler ist dann bereits das Tübingen-Gedicht von *Johannes Bobrowski* mit dem Titel „Hölderlin in Tübingen“, ein erster wichtiger Text der 60er Jahre. Er reduziert jetzt das Tübingen-Motiv entschieden auf das Hölderlin-Motiv. Von Burg, Brücke, Tal und Rebentügel ist nicht mehr die Rede. Tübingen und Hölderlin verschmelzen zu einer Einheit. Der Neckar? Er ist jetzt nur noch der Fluss, an dem Hölderlins Turm steht. Alles andere an Tübingen ist irrelevant geworden, zeigt den endgültigen Bruch mit romantisch-biedermeierlicher Stimmungsliteratur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wir dokumentieren die Texte zunächst nur und kommen am Ende unseres Durchgangs interpretierend-vergleichend auf ihn zurück.

Zur Zeit der Entstehung des Gedichtes lebt Bobrowski (1917-1965) in Ost-Berlin, hatte sich aber – fern aller Parteiliteratur – als eigenständiger Schriftsteller einen Namen gemacht. 1961 war sein Gedichtband „Samantische Zeit“ erschienen, nur ein Jahr später folgt der Band „Schattenlandströme“, in dem auch das Tübingen-Gedicht gedruckt ist. Beide Bände gehören mittlerweile zu Meilensteinen deutschsprachiger Lyrik nach 1945. „Hölderlin in Tübingen“ hat diesen Wortlaut:

„Bäume irdisch, und Licht,
darin der Kahn steht, gerufen,
die Ruderstange gegen das Ufer, die schöne
Neigung, vor dieser Tür
ging der Schatten, der ist
gefallen auf einen Fluß
Neckar, der grün war, Neckar,
hinausgegangen
um Wiesen und Uferweiden.

Turm,
dass er bewohnbar
sei wie ein Tag, der Mauern
Schwere, die Schwere
gegen das Grün,
Bäume und Wasser, zu wiegen
beides in einer Hand:
es läutet die Glocke herab
über die Dächer, die Uhr
rührt sich zum Drehn
der eisernen Fahnen.“⁷ ü

Ein Hölderlin-Gedicht schreibt auch *Michael Hamburger* (1924-2007), ein in Berlin geborener Lyriker, Übersetzer, Essayist, der mit seiner jüdischen Familie 1933 nach England emigrieren muss. Ihm verdankt die deutsch- und englischsprachige Welt kongeniale Übersetzungen zahlreicher deutschsprachiger Lyriker, darunter auch Gedichte Celans. Mustergültig vor allem aber eine Übertragung der Gedichte Hölderlins ins Englische. In Hamburgers eigenem Gedicht, bekannt geworden durch seinen Abdruck im Hölderlin-Jahrbuch 1963/64 (tatsächlich aber bereits 1941 in Oxford entstanden), blickt ein altgewordener Dichter auf sein Leben und sein Werk zurück. Als 73jähriger war Hölderlin am 7. Juni 1843 gestorben und auf dem Tübinger Stadtfriedhof beigesetzt worden. Hamburgers Poem setzt beim Dezember 1842 ein, ein halbes Jahr also vor Hölderlins Tod:

„Diotima ist tot, und still
der Insel singender Vogel.
Der Tempel, den ich aus Bruchwerk erbaut,
zerfallen aufs neu.

Wo ist die Flamme, die ich geschürt
aus Seelenasche? Wo sind die Helden,
und wo mein pulsender Gesang?
Nichts regt sich auf den Seen der Zeit.
Gib mir die Qual zurück,
o laß der Wälder Saft sich regen,
fahr' in mein träges Blut.

Und doch, kein alter Panther hinter Gittern,
durchmeß ich meinen Wahn. Denn diese Worte, hingemurmelt,
sind Tore, nicht Stäbe, die ich allein durchschreiten kann.
Dies meine Weisheit, wo keine Blume sprießt,
kein Kraut, mein Friede dies.

Nun bin ich ruhig, die Welt
ist ausgesperrt, hinausverbeugt zur Tür;
mein Ende, wiesengleich, ist von den Göttern mir beschieden.
Sie hörten nicht,
o Schicksal, so verrenkt, das goldne Raubgebiß
des schmierigen Idols entführte sie.

Mir fehlt die Träne für der Götter Einsamkeit,
die Trauer für mein Lied, das ich verlor.
Dies meine Weisheit, wo kein Lachen hallt,
kein Seufzen, mein Friede dies.

Ruhm ist entschwunden, schwimmende Wolken auch;
meine stumme Hand greift den gefrorenen Himmel,
ein schwarzer kahler Baum im Winterdämmerlicht.“⁸

1969 erscheint schließlich das Gedicht „Neulich in Tübingen“ von *Ernst Meister* (1911-1979), der sich wie Bobrowski mit herausragenden Gedichtbänden wie „Flut

und Stein“ (1962), „Zeichen um Zeichen“ (1968) oder „Schein und Gegensein“ (1969) einen festen Platz in der Geschichte deutschsprachiger Lyrik nach 1945 gesichert hat. Sein Text lautet:

„Der Turm da
in T.

„Gönnen
mir Herr Bibliothekar
eine Zeile
von eigener Hand.“

Doch er kam
nicht vorbei,
an keinem in T.

Dass mir doch selber
die Zeit vergeh.“⁹

II. PAUL CELAN UND TÜBINGEN

Und dann das Gedicht von Paul Celan „Tübingen, Jänner“, entstanden 1961. Es fällt in mehrfacher Hinsicht aus dem Rahmen bisheriger Tübingen-Gedichte. Bevor wir dies konkret zeigen, dokumentieren wir auch hier zunächst den Text, rekonstruieren aber zugleich auch dessen literaturgeschichtlichen Rahmen:

„Zur Blindheit über-
redete Augen.
Ihre - 'ein
Rätsel ist Rein-
entsprungenes' –, ihre
Erinnerung an
schwimmende Hölderlintürme, möwen-
umschwirrt.

Besuche ertrunkener Schreiner bei
diesen
tauchenden Worten:

Käme,
käme ein Mensch,
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit
dem Lichtbart der
Patriarchen: er dürfte,
spräch er von dieser
Zeit, er
dürfte
nur lallen und lallen,

immer-, immer-
zuzu.

(‘Pallaksch. Pallaksch.’)¹⁰

Die Forschung kennt zahlreiche Arbeiten zu diesem Gedicht.¹¹ Vieles konnte geklärt und erklärt werden: vor allem die hier erfolgten zitathaften oder szenischen Hölderlin-Anspielungen. Eine neue Gesamtauslegung ist denn auch nicht das Ziel des hier vorgelegten Essays. Worum geht es im Folgenden?

- Zum einen werde ich versuchen, die Beziehung Paul Celans zu Walter Jens genauer als bisher zu beschreiben, die einerseits für die Entstehung des Gedichtes „Tübingen, Jänner“ entscheidend, andererseits aber auch charakteristisch ist für ein in den späten 50er und frühen 60er Jahren noch schwieriges, zwischen Nähe und Distanz, Vertrauen und Misstrauen schwankendes jüdisch-deutsches Verhältnis. Diese Beziehung kann jetzt sowohl durch die Auswertung der Briefe Celans an Jens, die im Walter-Jens-Archiv der Berliner Akademie der Künste lagern, deutlicher profiliert werden¹², aber auch durch die Auswertung der kritisch-distanzierenden Äußerungen Celans über Jens nach 1961.¹³
- Zum anderen geht es mir um einen motivgeschichtlichen Vergleich des Celan-Gedichtes mit den beinahe gleichzeitig entstandenen Tübingen-Hölderlin-Gedichten der sechziger Jahre. Sie erlauben es, das Eigenprofil des Celanschen Tübingen-Gedichtes noch genauer zu bestimmen.

Ort und Tag der Niederschrift des Gedichtes hat Celan selber festgehalten: „Paris, 29. I. 1961“. Es ist ein Sonntag. Am Tag zuvor, am Samstag, 28. Januar 1961, war Celan in Tübingen gewesen. Auf eigenen Wunsch war er zu Walter Jens gereist, um von ihm publizistische Hilfe in einer ihn damals zutiefst verletzenden öffentlichen Affäre zu erhalten.

Celan kennt Tübingen, kennt Hölderlin.¹⁴ Recherchen zeigen, dass er sich offensichtlich schon 1953 erstmals in Tübingen aufgehalten hat. Eine entsprechende briefliche Äußerung von *Peter Härtling* liegt vor.¹⁵ Dazu passt eine Erinnerung des Schriftstellers *Johannes Poethen*, der, am Niederrhein geboren, 1948 erstmals nach Tübingen kommt und diese Stadt als seine „eigentliche Heimat“ erlebt – nicht zuletzt, weil er durch den Literaturwissenschaftler Friedrich Beißner an Hölderlin und die Hölderlin-Forschung herangeführt wird. Poethen erinnert sich:

„Es war klar, dass, als ich nach Tübingen kam, einer meiner ersten Wege auf den Friedhof ging, auf den Friedhof, auf den ich übrigens eines Tages, als ich schon lange in Hirschau wohnte, es war vielleicht 1953 oder 1954, Paul Celan führte. Ich hatte ihn in Paris kennengelernt, und er war nun in Tübingen, um dort zu lesen. Wir verabredeten uns, und ich bin dann mit ihm zum Friedhof gegangen, habe ihn vor das Grab geführt, habe ihn natürlich vom Grab durch Tübingen zum Turm geführt. Wir sind dann mit Alfred Kellertat, der jetzt Professor in Berlin ist, der erste Beißner-Schüler, einer, der lange Zeit das Hölderlin-Archiv in Bebenhausen geleitet hat, wir sind mit ihm nach Bebenhausen gefahren und haben uns das Hölderlin-Archiv angesehen. Das Gedicht ‚Tübingen, Jänner‘ von Paul Celan, ich glaube, ich bin nicht ganz unschuldig, dass es entstanden ist – Paul Celan, den ich wie einen großen Bruder verehrte und dessen Freitod ich heute noch nicht überwunden habe.“¹⁶

Nach den neuesten Recherchen von Barbara Wiedemann freilich hat Celan seine erste literarische Lesung in Tübingen erst am 3. Juni 1957 gehalten – auf Einladung der Tübinger Buchhändlerinnen Julie Gastl und Gudrun Schaal.¹⁷ Schon ein halbes Jahr später, am 6. Dezember 1957, die zweite Lesung, diesmal auf Einladung der Osianderschen Buchhandlung. Anwesend ist jetzt auch der damals noch in Leipzig (später ebenfalls in Tübingen) lebende Literaturwissenschaftler Hans Mayer, den Celan wenige Wochen zuvor auf einer Tagung in Wuppertal kennengelernt hatte.¹⁸ Inhaltlich weiß man von der Lesung zumindest so viel: „Celan, so berichtet Gudrun Schaal, wehrte sich vehement gegen die Einschätzung seiner Gedichte als hermetisch. Intensiv beschäftigten ihn damals neue Möglichkeiten, mit dem dichterischen Wort umzugehen: Wie weit kann man mit Wortwiederholungen gehen, wie weit mit dem Zerstückeln von Worten? Solche Überlegungen scheinen sich dann in dem großen Gedicht *Engführung* niedergeschlagen zu haben, an dem Celan wenige Wochen später zu arbeiten begann.“¹⁹

Eine dritte Tübinger Lesung Celans findet im August 1963 im Pflegehofsaal statt – und zwar auf Einladung der Universität im Rahmen der Hochschulwochen für ausländische Germanisten. Jetzt kann Celan bereits das Gedicht „Tübingen, Jänner“ vortragen – eine Hommage an die Hölderlin-Stadt. Mittlerweile hatte er bekannt, „ein Faible für Tübingen“ zu haben.²⁰ In der Buchhandlung Gastl sucht sich er sich Bücher für seinen Sohn Eric, seine Frau Gisèle und sich selber aus. Für sich wählt Celan bezeichnenderweise eine Ausgabe der Hebräischen Bibel, die „Biblia Hebraica Stuttgardiensis“. Sie befindet sich noch heute in der im Deutschen Literaturarchiv zu Marbach aufbewahrten Nachlassbibliothek des Dichters.

Für den 10. Juli 1968 ist eine vierte und letzte Lesung in Tübingen bezeugt. Mittlerweile ist das Interesse an Person und Werk Celans in Tübingen so groß, dass das

Audimax gewählt werden muss. Ende März 1970, gut fünf Wochen vor seinem Freitod, wird ein letzter Besuch in Tübingen folgen. Celan hatte als einziger geladener Dichter bei der Feier zum 200. Geburtstag Friedrich Hölderlins in Stuttgart aus seinem Spätwerk gelesen (21. März 1970) und hatte anschließend auf der Fahrt nach Freiburg und Colmar (Besuch des Isenheimer Altars) einen Stopp in Tübingen eingelegt.

III. PAUL CELAN – WALTER JENS: ANNÄHERUNG UND VERTEIDIGUNG

Auch die Beziehung zu Walter Jens reicht bis in die frühen fünfziger Jahre zurück. Schon im Mai 1952 begegnen sich der damalige Tübinger Altphilologe und Schriftsteller sowie der angehende Lyriker bei der Tagung der Gruppe 47 in Niendorf an der Ostsee. Beide sind fast gleichaltrig: Jens ist zu diesem Zeitpunkt 29, Celan 32 Jahre alt. Noch kennt diesen Lyriker in Deutschland kaum jemand. Hans Werner Richter, Gründer und Leiter der Gruppe 47, ist einer Empfehlung der in Wien lebenden Autoren Milo Dor und Ingeborg Bachmann gefolgt, bevor er eine seiner nachmals berühmten Einladungs-Postkarten von Wien aus an Celan nach Paris schickt. Dessen Auftritt bei der Tagung freilich löst zwiespältige Reaktionen aus. Hans Werner Richter erinnert sich:

„Ilse Aichinger liest ihre ‚Spiegelgeschichte‘. [...] Als ich später Paul Celan aufrufe ist mir wieder wie bei Heinrich Böll ein Jahr zuvor in Bad Dürkheim etwas angst um diesen Paul Celan. Ich habe einen seltsamen Eindruck von ihm: schüchtern, sensibel, sich fremd fühlend, gestört vielleicht, ein Mann, der nicht lachen kann. Er ist, so scheint es mir, fast immer abwesend. Ich weiß nicht, ob er bei den Lesungen überhaupt zugehört hat. Vielleicht kann er nicht zuhören, weil er immer mit sich selbst beschäftigt ist. Mir ist, als nähme er auch mich nicht wahr. Seine Stimme klingt mir zu hell, zu pathetisch. Sie gefällt mir nicht. Wir haben uns das Pathos längst abgewöhnt. Er liest seine Gedichte zu schnell. Aber sie gefallen mir, sie berühren mich, obwohl ich die Abneigung gegen die Stimme nicht überwinden kann. Die Teilnehmer hören schweigend zu. Die Gedichte scheinen eine fast hypnotische Wirkung auf sie zu haben. In ihren Gesichtern sehe ich den Erfolg Paul Celans. Es ist ein anderer Klang, ein neuer Ton, der hier wirksam wird? Es gibt kaum kritische Stimmen nach der Lesung. ‚Das ist eine Entdeckung‘, sagen einige und viele benehmen sich, als seien sie selbst die Entdecker. Man fragt mich: ‚Wer ist denn dieser Celan? Wo kommt er her? Weißt du etwas Genaueres? Du musst es doch wissen.‘ Aber ich weiß es nicht.“²¹

Im Dezember selben Jahr 1952 erscheint Celans Gedichtband „Mohn und Gedächtnis“, der das nachmals vielbeachtete Gedicht „Die Todesfuge“ enthält. Diesen Text

hatte Celan auch in Niendorf vorgetragen, zusammen mit „Ein Lied in der Wüste“, „In Ägypten“ und „Zähle die Mandeln“.²²

Celan bleibt nicht verborgen, dass es im Kreis der Gruppe 47 ablehnende, teilweise herablassende Reaktionen auf seinen Vortrag gegeben hatte. Das Pathos, mit dem er liest, die „psalmodierende Stimme“, die man zu hören glaubt, kommt bei den Autoren der Nachkriegsliteratur nicht gut an.²³ Celans Stuttgarter Freund Hermann Lenz berichtet:

„Dann erzählte er [Celan], wie es bei der Gruppe 47 gewesen sei. – ‚Naja‘, sagte er, ‚diese Fußballspieler ... Da hat einer zu mir gesagt: Die Gedichte, die Sie vorgelesen haben, waren mir sehr unsympathisch. Und dann haben Sie auch noch im Tonfall von Goebbels vorgetragen‘. Oder er beschrieb, wie Hans Werner Richter zu einem Kollegen von der Zeitung gesagt hatte: ‚Das ist der Herr Celan, der macht Gedichte wie ... Nun, sagen Sie schon, wie Sie dichten.‘ Celan machte Richters Geste nach und fuhr fort: ‚Ich habe geantwortet: ‚Nun, doch hoffentlich wie ich.‘“²⁴

Einiges davon wird von Walter Jens bestätigt. In einem Interview mit der Göttinger Seminargruppe, geleitet von Heinz Ludwig Arnold, am 15. Oktober 1976 erklärt er zu Celans Auftritt in Niendorf rückblickend:

„Als Celan zum ersten Mal auftrat, da sagte man: ‚Das kann doch kaum jemand hören!‘, er las sehr pathetisch. Wir haben darüber gelacht. ‚Der liest ja wie Goebbels!‘, sagte einer. Er wurde ausgelacht, so dass dann ein Sprecher der Gruppe 47, Walter Hilsbecher aus Frankfurt, die Gedichte noch einmal vorlesen musste. Die ‚Todesfuge‘ war ja ein Reifall in der Gruppe! das war eine völlig andere Welt, da kamen die Neorealisten nicht mit, die sozusagen mit diesem Programm groß geworden waren.“²⁵

Celan wird an keiner Tagung der Gruppe 47 mehr teilnehmen. Eine Gesellschaft, die einem Mann seiner Herkunft einen Vergleich ausgerechnet mit Goebbels zumutet, wird er fortan meiden. Mit Jens dagegen kommt es zu einer weiteren Begegnung fünf Jahre später in Tübingen, 1957. Der erste im Walter-Jens-Archiv aufbewahrte Brief Celans vom 26. November 1957 drückt den Wunsch nach einem Treffen anlässlich der schon genannten Lesung am 6. Dezember 1957 aus:

„Ich soll nun wieder in Tübingen lesen, am sechsten Dezember, diesmal auf Einladung der Osianderschen Buchhandlung. Könnte ich Sie im Laufe des Tages – ich will schon am Vormittag in T. sein – irgendwo treffen! (Leider kenne ich weder Ihre Privatadresse noch Ihre Telefonnummer.)

Am 4. oder 5. Dezember bin ich in Stuttgart (bei Hermann Lenz, Birkenwaldstraße 203).“

15 Monate später ein zweiter Brief Celans an Jens mit Datum vom 21. März 1959. Dem Brief liegt der soeben erschienene, mittlerweile dritte Gedichtband bei: „Sprachgitter“. Wichtig insbesondere, dass Celan hier Erläuterungen zum kompliziert gebauten Schlussgedicht dieses Buches mit dem Titel „Engführung“ abgibt, die für die Interpretation wichtige Fingerzeige enthält:

„Die Zyklen sind nicht nur Strukturelemente (aber auch das), es sind auch, und vor allem, die Jahre, die Stunden, die (darf ich es Ihnen sagen? Ich darf es: die furchtbaren) Zäsuren.

Ich habe die Worte, die *Stimmen* wirklich eng geführt (mich von ihnen eng führen lassen) – ins Unerbittliche des letzten Gedichtes (zeitlich war es nicht das letzte, aber ich wusste, dass es das letzte war).

(Ist es nicht auch so, dass der Versuch, die Bemühung, die Worte ‚dingfest‘ zu machen, auch zu den Dingen führt, die mit den ‚Letzten‘ unter ihnen zusammenfallen?)“

Für „zentral“ bei der „Engführung“ erklärt Celan überdies ein Zitat von Demokrit: „Nichts existiert als die Atome und der leere Raum, alles Übrige ist Meinung“ und erklärt diesen Satz für ein „furchtbares Wort“. Am Ende des fünfseitigen handgeschriebenen Briefes ein weiteres Zitat von Demokrit, das 114. Fragment: „Gleiche Gesinnung erzeugt Freundschaft“. Die Annäherung an den Tübinger Gefährten scheint damit endgültig vollzogen. Sie steht im Zeichen enger Freundschaft.

Wenige Wochen später, am 8. Mai 1959, veröffentlicht Walter Jens in der Wochenzeitung DIE ZEIT einen ersten großen Artikel zu Celans bisherigen Arbeiten mit der erkennbaren Absicht, diesen Dichter (endlich) einer breiteren deutschen Öffentlichkeit vorzustellen. Der Auftakt fällt entsprechend aus:

„Welch eine einzigartige Verbindung: Paul Celan, 1920 in Czernowitz geboren, aufgewachsen im mythenrächtigen Raum ostjüdischer Weisheit, umgeben von der Klarsicht chassidischer Märchen, später, unter schrecklichen Zeichen, von den Henkern vertrieben, heimgekehrt nach Paris: französisch sprechend, denkend und übersetzend in den Sprachen des Ostens, deutsch dichtend!“²⁶

Dieser Passage fügt Jens eine weitere über den „Charakter“ der Dichtung Celans hinzu:

„Kein Wunder, dass diesen Mann schon vor Jahren, 1952, als sein erster Gedichtband, *Mohn und Gedächtnis*, erschien (drei Jahre später folgte *Von Schwelle zu Schwelle*), die Aura der Legende umgab: hier, so glaubte man, erstand noch einmal die Größe der Abseitigkeit, hier wuchs, ganz für sich allein, ein Werk des Schweigens und der Einsamkeit, hier war der Gegenpol zum poetischen Kongressbetrieb unserer Tage, zum Dichterlesungsrummel, zu Akademiesitzungen und Festreden bezeichnet. Dabei vergaß man freilich, dass Celan selber alles georgianische Pathos ebenso fremd ist wie der

rilkische Kult mit Eingebung, Gnade und Inspiration: Das Pathos seiner Gedichte ist nüchtern; exakte Beobachtung und vivisektorische Präzision verfremden den hymnischen Schwung des Poems; die Diktion ist die Sprache eines Menschen, der weder den Trost der Zuversicht noch die Würde der Furcht jemals verleugnet.“²⁷

IV. CELANS REISE NACH TÜBINGEN: 28. JANUAR 1961

Niemand kann zu diesem Zeitpunkt ahnen, dass noch eine ganz andere Auseinandersetzung auf Celan zukommen würde. Im April 1960 versucht die Witwe des Schriftstellers Yvan Goll, Claire, durch einen Artikel in einer kleinen Münchner literarischen Zeitschrift namens „Baubudenpoet“ eine schon seit 1953 schwelende Kampagne öffentlich noch einmal zu intensivieren.²⁸ Es geht um Plagiat-Vorwürfe an Celans Adresse, der in Paris von November 1949 bis zum Tode Yvan Golls am 27. Februar 1950 in enger persönlicher und fachlicher Verbindung zu Goll gestanden hatte. Im Auftrag Golls hatte Celan unter anderem Übersetzungen französischsprachiger Gedichte Golls angefertigt. Feuilletons wichtiger Tageszeitungen greifen die Vorwürfe auf, da Celan mittlerweile als einer der wichtigsten Lyriker seiner Generation gilt. Die Verleihung des Georg-Büchner-Preises der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt steht für Oktober 1960 an.

Die Affäre stürzt Celan in eine tiefe Krise. Die Beschuldigungen empfindet er als infame Verleumdung und die Pressereaktionen als Bestätigung einer langgehegten Furcht, in Westdeutschland seien wieder antisemitische Kräfte am Werk. Zwar hatten im Verlauf des Jahres 1960 (gerade im Blick auf die Büchner-Preis-Verleihung am 22. Oktober) namhafte Literaturwissenschaftler und Schriftsteller (darunter Peter Szondi, Marie Luise Kaschnitz und Hans Magnus Enzensberger) die Plagiat-Vorwürfe Claire Golls klar widerlegt, Celan aber sucht weitere Bundesgenossen für eine öffentliche Verteidigung, zumal Claire Goll nicht bereit ist, ihre Unterstellungen zurückzunehmen. Von Jens verspricht er sich zusätzliche Unterstützung, nachdem er ihm noch – im mittlerweile dritten Brief – am 20. Oktober 1959 in Reaktion auf den im Mai erschienenen „ZEIT“-Artikel geschrieben hatte:

„Und nun kann ich doch nur, und spät obendrein, sagen, dass es für mich – nun, ja, dass es für mich eine raison d’être war und ist, dass derselbe Walter Jens, der ‘Die Götter sind sterblich’ geschrieben hat, zu meinen Gedichten steht. Was Sie darüber geschrieben haben: für mich wars ein Adelsbrief“.

Aber schon in diesem Schreiben hatte er unmissverständlich auf „Erfahrungen“ verwiesen, die sein Leben überschatten sollten:

„Es geht mir nicht gut; ich wüрге seit Monaten an diversen Erfahrungen mit dem Hitler-Nachwuchs und – was weitaus schlimmer ist – an Erfahrungen mit der Verlogenheit verschiedener sog. Nazi-Gegner. (Ach, ich übertreibe nicht ...)

Es hilft, an Sie zu denken, Walter Jens!“

Von Januar bis Juni 1961 geht es dann Schlag auf Schlag in der Korrespondenz. Neben den drei genannten sind weitere acht Briefe Celans überliefert: vom 20. (maschinengeschrieben) und 26. Januar (handgeschrieben), vom 4. März und 9. Mai (beide maschinengeschrieben), wobei ein zweiter Brief vom 9. Mai nachgesandt wird, dann schließlich noch zwei maschinengeschriebene Briefe vom 16. und 19. Mai²⁹, bevor die Korrespondenz mit einem handgeschriebenen Brief vom 8. Juni 1961 endet. Weitere briefliche Zeugnisse Celans finden sich im Walter-Jens-Archiv nicht.

Mit dem Brief vom 20. Januar 1961 schickt Celan Materialien zur Affäre nach Tübingen: Fotokopien des betreffenden Artikels von Claire Goll, des diese Vorwürfe aufnehmenden Artikels in DIE WELT sowie von Texten Yvan Golls in der Zeitschrift „Konturen“ und von weiteren Texten Golls. Der Bedrängte sorgt selber dafür, dass der Tübinger Verteidiger mit allen wichtigen Materialien ausgestattet ist. Schon am 26. Januar 1961 der zweite Brief in dieser Angelegenheit. Celan ist sichtlich unter Druck: „Ich käme jetzt gerne zu Ihnen nach Tübingen, um Ihnen das mir zur Verfügung stehende Material zu zeigen. Wir brauchen vier, vielleicht fünf Stunden – und *nur Philologie*.“ Der Brief endet mit der Bitte: „Verzeihen Sie, wenn ich das eine oder andere Mal ein wenig die Nerven verliere: Ich finde es zuweilen dann doch unfassbar, dass man damit *das* erreichen kann.“ Am selben Tag noch trägt sich Celan in sein Tagebuch ein: „18.30 Jens angerufen. Ich fahre Ende nächster Woche nach Tübingen. Jens hat mir geschrieben, er brauche, sagt er, den offenen Brief C.G.'s (= Claire Golls) und ein 'Feature' über mich. Feature? Soll ich etwa beweisen, dass meine Eltern im Lager getötet wurden? *Das – nie!*“³⁰

Unter Druck verwechselt Celan jetzt sogar die Zeiten, denn die Fahrt nach Tübingen findet nicht in der nächsten, sondern noch in derselben Woche statt. Und selbstverständlich hat Jens nie ein „Feature“ über Celans im Lager getötete Eltern verlangt. Die Eintragung sagt viel über die innere Verfassung Celans zu dieser Zeit. Einen Tag später bereits, am 27. Januar 1961, nimmt er den Nachtzug von Paris nach

Stuttgart. Von dort weiter nach Tübingen, wo er am 28. Januar 1961, einem Samstag, eintrifft. Man studiert Dokumente, vergleicht Texte. Noch in derselben Nacht Rückfahrt nach Paris. Das Notizbuch von Gisèle Celan-Lestrange verzeichnet unter dem 29. Januar 1961 die Rückkehr Celans, die wichtigsten Ergebnisse seiner Reise (Zusage von Walter Jens), ein gemeinsames Essen in Tübingen und – abgesetzt darunter – den Titel des Gedichts: „Tübingen, Jänner 1961“.³¹

Was folgt, ist wiederum ein enger Austausch zum Thema „nur Philologie“. Jens schickt den Entwurf seines Verteidigungs-Artikels nach Paris. Celan reagiert mit drei Briefen vom 9., 16. und 19. Mai. Wort für Wort, Zeile für Zeile wird der Artikel von Jens durchgesehen. Präzisierungen, Korrekturen, Ergänzungen werden vorgeschlagen und vielfach übernommen. Am 9. Juni 1961 druckt DIE ZEIT den Jens-Artikel unter dem Titel: „Leichtfertige Vorwürfe gegen einen Dichter. Ein abschließend klärendes Wort zu der von C. Goll behaupteten Abhängigkeit Paul Celans von Yvan Goll“.³² Jens referiert sachlich informierend die entsprechenden Anschuldigungen, um sie zu widerlegen. Dies geschieht vor allem mit Hilfe der Chronologie. Wendungen in Celans Dichtungen, die angeblich von Yvan Goll stammen, waren nachweislich von Celan schon benutzt, bevor es die entsprechenden Goll-Texte gibt. Wie kann man da von „Plagiat“ sprechen? Hinzu kommt, dass Celan mit Goll in Wortschöpfungen übereinstimmt, die zum Gemeingut der Lyrik der Moderne gehören. Fazit?

„Mit einem Wort, es ist nicht gut, die Bereiche zu vermischen und dort von Plagiat zu sprechen, wo in Thema und Bild nun wirklich nur jenes Mindestmaß von Gemeinsamkeit erkennbar ist, das heute zwischen allen Schriftstellern unseres Jahrhunderts besteht.

Nein, es gibt keinen ‚Fall Celan‘, es gab ihn nicht, es wird ihn nicht geben; die Plagiatbezügler hätten besser getan, eine brauchbar-redliche Goll-Ausgabe vorzubereiten und vor allem auch den Nachlass, die ‚Traumkraut‘- und ‚Neila‘-Originale zugänglich zu machen, statt einen anderen Autor zu schmähen und dabei auch noch ständig falsch zu zitieren.“

Buchstäblich bis zum letzten Tag hatte Celan um seine Rehabilitation gekämpft. Der letzte Brief an Jens trägt das Datum vom 8. Juni 1961. Es ist der Tag vor der Veröffentlichung des Artikels in DIE ZEIT:

„(Vielleicht kann ich Ihnen einmal erzählen, was ich in der letzten Zeit noch erfahren und erleben musste. Sie werden es kaum glauben – Sie werden es glauben.)

Wichtig wäre noch die (von Döhl-Martini nicht von ungefähr totgeschwiegene) Carmody-Bibliographie gewesen; aber dies in Paris erschienene Buch ist

in der Nat-Bibliothek, wo es laut Bestimmungen des Dépôt légal registriert sein müsste, nicht vorhanden ...

Passons ...

Bitte geben Sie mir Nachricht!

Die herzlichsten Grüße an Sie alle!

Friede Ihrer Hütte!“

„Friede Ihrer Hütte“? Die Formulierung ist eine Anspielung auf die sozialkritischen Programmschrift Georg Büchners: „Der Hessische Landbote“, in dem gleich zu Beginn die Parole zu finden ist: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“

IV. PAUL CELAN – WALTER JENS: DISTANZ UND ENTFREMDUNG

Was also haben wir hier vor uns: die Beziehung eines jüdischen zu einem deutschen Schriftsteller ausschließlich im Geiste enger Freundschaft („Gleiche Gesinnung erzeugt Freundschaft“), solidarischer Unterstützung („Es hilft, an sie zu denken“), hoher Wertschätzung („Für mich war's ein Adelsbrief“) und kollegialem Frieden? Nein, denn so freundschaftlich-friedlich bleibt es zwischen beiden nicht. Celans Erwartungen an den Jens-Artikel waren hoch gewesen. Der beschwörende Ton mancher Wendungen in seinen Briefen lässt dies deutlich erkennen: „Ein Bitte noch, lieber Walter Jens ... Vielleicht könnten Sie ...“, heißt es am 9. Mai. Am 16. Mai: „Eine Bitte: Seien Sie so deutlich wie diese Leute es verdienen ...“ 19. Mai: „Ich habe in den letzten Tagen noch über einiges nachgedacht, dass ich Ihnen heute ... gern noch sagen möchte.“ Und selbst noch am 8. Juni ähnlich: „Wichtig wäre noch ...“ Solche Formulierungen lassen ein nervöses Drängen erkennen, erzeugt durch den inneren Druck eines Mannes, der von seinem Verteidiger viel erwartet und verlangt. Es steht ja auch nicht weniger als der eigene Ruf und damit die Existenz als Schriftsteller auf dem Spiel.

Äußerungen Dritten gegenüber aber zeigen, dass Celan mit dem Jens'schen Artikel unzufrieden ist. Ihn stört offensichtlich, dass der Verteidiger die Anschuldigungen gegen ihn relativ breit referierte und so „gegen besseres Wissen“ den „Schurken“ in dieser Affäre „philologische Objektivität“ attestiert³³ habe. Die Einstellung gegenüber Walter Jens schlägt um. Auf einmal meint Celan, in dem Artikel eine als Verteidigung getarnte Weiterverbreitung der Angriffe sehen zu sollen. In einem Brief an Siegfried Lenz vom 30. Januar 1962 – gut ein Dreivierteljahr liegt seit dem ZEIT-

Artikel zurück! – fällt das bittere Wort: „Die literarisch travestierte Infamie, die als ‚Verteidigung‘ getarnte Kolportierung des Rufmords, sind nur *zwei* von den zahlreichen Spielarten ...“³⁴ Die Anspielung auf Jens ist deutlich. Ja, im selben Brief an Siegfried Lenz lässt sich Celan jetzt sogar zu Äußerungen über sein Judesein hinreißen:

„Mein Judentum spielt wohl die entscheidende Rolle dabei. Sehen Sie, lieber Siegfried Lenz, ich *bin* Jude. Womit ich nicht zuletzt auch sagen möchte, dass ich mich keineswegs für einen *Vertreter* des Judentums oder gar für dessen *Anwalt* halte. Ich *bin* es nur. Aber ich habe dieses Judesein *gelebt*. Ich bin mit dem *Gelebten* – auch das *Geschriebene* gehört dazu – dorthin gegangen, wo ich meiner Sprache nach, immer war und immer zu Hause bleibe: nach Deutschland.“³⁵

Dann fällt nur wenig später im selben Brief vom 30. Januar überraschend der Satz: „Wissen, Sie, dass man mir auch mein Judentum abspricht?“

Diese Äußerung bezieht sich zunächst auf die Nummer einer italienischen Literaturzeitschrift, die Celan zur Kenntnis gebracht worden war und in der ein Kritiker ihm „eine Kunst von christlicher Inspiration“ meinte attestieren zu sollen. In einem nur wenige Tage zuvor am 26. Januar 1962 geschriebenen Brief an *Theodor W. Adorno* hatte Celan die entsprechende Passage sogar im italienischen Original zitiert, nur um aus dieser Einzeläußerung (auch noch aus Italien!) den generellen Schluss zu ziehen, jetzt werde auch noch für seine „Entjudung“ gesorgt: „Ich werde jetzt – nein: nicht erst jetzt – folgerecht auch ‚entjudet‘ bzw. meines Judentums entkleidet“. Gleich im nächsten Satz war dann ein direkter Seitenhieb auf Walter Jens erfolgt: „Vorgezeichnet ist dieser – und nicht nur dieser, sondern auch der ‚Genie = Wahnsinn‘-Weg von Herrn Professor Doktor Walter Jens in seiner ‚Interpretation‘ der ‚Matière de Bretagne‘.“³⁶ Den Brief an Adorno hatte Celan demonstrativ so unterschrieben, dass er den eigenen Namen in hebräische Buchstaben setzt!

Deutlich ist, wie sehr aus Enttäuschung Distanz und aus Distanz Distanzierung geworden ist. Vertrauen ist in Misstrauen umgeschlagen. Der Geist der Freundschaft weicht einer „Hermeneutik des Verdachts“. Mit der Folge, dass der Verteidiger, um dessen Willen man einst sogar eine Reise nach Tübingen auf sich genommen hatte, auf einmal ein Verdächtiger ist. Plötzlich ist der öffentliche Fürsprecher, auf dessen Lob man einst so stolz war, ein Angeklagter, dem man eine doppelte Mitverantwortung zuschiebt: für eine angebliche „Entjudung“ der eigenen Existenz sowie für die Abstempelung zu einem angeblich dem Wahnsinn verfallenen Dichter-Genie. Spöttische Distanzierung folgt. Um dessen wissenschaftliche Autorität zu relativieren, iro-

nisiert Celan durch bewusste Ausschreibung den Professoren- und Dokortitel von Jens. Das Wort Interpretation (eines Gedichtes wie „Matière de Bretagne“) erscheint auf einmal in Anführungszeichen, um dem Interpreten ein Pseudo-Verständnis des eigenen Textes zu attestieren.

Was ist passiert? Was ist der Hintergrund solcher Äußerungen? Zumindestens eine der Verdächtigungen lässt sich erhellen (für die Genie = Wahnsinn-Behauptung findet sich kein Beleg). Das Gedicht „Matière der Bretagne“, veröffentlicht in „Sprachgitter“ (1959), hatte Jens bisher in zwei seiner Veröffentlichungen als exemplarischen Text Celans zu verstehen gesucht. Das Gedicht hat den Wortlaut:

„Ginsterlicht, gelb, die Hänge
eitern gen Himmel, der Dorn
wirbt um die Wunde, es läutet
darin, es ist Abend, das Nichts
rollt seine Meere zur Andacht,
das Blutsegel hält auf dich zu.

Trocken, verlandet
das Bett hinter dir, verschilft
seine Stunde, oben,
beim Stern, die milchigen
Priele schwatzen im Schlamm, Steindattel,
unten, gebuscht, klafft ins Gebläu, eine Staude
Vergänglichkeit, schön,
grüßt dein Gedächtnis.

(Kanntet ihr mich,
Hände? Ich ging
den gegabelten Weg, den ihr wiest, mein Mund
spie seinen Schotter, ich ging, meine Zeit,
wandernde Wächte, warf ihren Schatten – kanntet ihr mich?)

Hände, die dorn-
umworbene Wunde, es läutet,
Hände, das Nichts, seine Meere,
Hände, im Ginsterlicht, das
Blutsegel
hält auf dich zu.

Du
du lehrst
du lehrst deine Hände
du lehrst deine Hände du lehrst
du lehrst deine Hände
schlafen“³⁷

Schon in seinem Artikel von 1959 – der ersten öffentliche Äußerung zu Paul Celan, wie wir hörten – hatte Jens „Matière de Bretagne“ als „ein großes Gedicht“ bezeich-

net. Alles sei hier „ganz konkret, anschaulich und plastisch“. Ein Stechginsterhang an der französischen Küste werde beschrieben: „Ein blutrotes Segel weht auf dem Meer, Schilderung der Abendzeit, in die die Nacht hinübergeht, Deutung eines Gespräch zwischen Schilfbett und Stern, Schlammpriel und Steindattelbusch“. Dann aber, in der dritten Strophe, nach dem Stichwort „Gedächtnis“, beginne plötzlich die Anrede des bis dahin nur beiläufig zitierten Betrachters, die Evokation seiner Hände, die zur Synthese, dem gewaltigen Schlussbild des Gedichtes, führe:

„Innen und Außen, Raum und Zeit, Landschaft und Mythos, Ich und Welt, die getrennten Pole kommunizieren im Schimmer des Glaubens. Die dornumworbene Wunde des Ginsters wird zum blutigen Zeichen des Herrn, das Läuten der Blume zum Läuten der Glocke, das purpurne Segel zum Passionsstuch. In der Andacht des Schlafs vollzieht sich die große Versöhnung.“³⁸

Schon 1959 also hatte Jens in diesem Gedicht Anspielungen auf christliche Symbole gesehen, sie aber hier nur vorsichtig angedeutet. Wir erinnern uns: Für diesen Artikel hatte sich Celan überschwänglich bedankt: „Was Sie darüber [über die Gedichte] geschrieben haben: für mich war’s ein Adelsbrief“!

In seinem Buch „Deutsche Literatur der Gegenwart“, erschienen 1961, geht Jens freilich weiter. Noch einmal zieht er „Matière de Bretagne“ heran. Jetzt spricht er davon, dass „Dorn“ und „Wunde“ das „Karfreitagsgeschehen“ evozierten. „Christliche Visionen“ blitzten hier auf. Ja, die „Hände“, von denen in der vorletzten Strophe die Rede ist, seien „Christi Hände“, ein Teil „jener Kalvarienberge, denen man in der Bretagne so häufig“ begegne.³⁹ „Entjudung“? Das war eher der für jeden Interpreten dieses schwierigen Textes legitime Versuch, den offenen Chiffren einen durch den Text selber evozierten Sinnzusammenhang abzugewinnen, ohne einen anderen auszuschließen. „Christlich“ war hier weder als Vereinnahmung noch etwa als Ausschluss des Jüdischen gedacht.

Celan kennt dieses neue Buch von Jens. In seinem Brief vom 16. Mai 1961 schreibt er:

„Lieber Walter Jens, ich habe Ihr neues Buch gelesen, wie ich seit Monaten nicht mehr gelesen hatte; ich war ganz dabei, ohne Unterbrechung. Wissen Sie, was ich mir wünschte? Ein langes Gespräch mit Ihnen – nicht über Dinge wie die, von denen dieser Brief handelt, sondern ein langes Gespräch über Gedichte.“⁴⁰

Hatte Celan schon hier eine Anspielung machen wollen auf die ihn störende „christliche“ Deutung seines Gedichtes? Hatte er darüber mit Jens reden wollen? Hat die-

ses „lange Gespräch“, dieses „lange Gespräch über Gedichte“, stattgefunden? Dokumente gibt es dazu nicht.

Die vorhandenen Dokumente freilich zeigen umgekehrt, dass Celan in keinem Brief an Jens je den Vorwurf einer „Entjudung“ erhoben hatte. Das Schreiben vom 16. Mai wäre die beste Gelegenheit dazu gewesen. Nur Dritten gegenüber reagiert er im Nachgang zur Goll-Affäre so, dass er plötzlich einen Zusammenhang konstruiert zwischen der angeblich nicht ganz eindeutigen Verteidigung gegen die „Schurken“ von damals und dem angeblich jetzt eingeleiteten Versuch zu einer „Entjudung“. Die Distanzierung Celans von Walter Jens hat jetzt ihren tiefsten Punkt erreicht. Sie ist ganz offensichtlich Ergebnis von Angstprojektion auf Seiten des Lyrikers, der sich in seiner Existenz getroffen sieht und jetzt auch einen seiner Verbündeten von Verdächtigung nicht mehr ausnimmt.

Dokumentiert ist auch, dass Celans Haltung zu Jens sogar ins Sarkastische umschlagen kann – trotz Intervention von Freunden. In einem Brief vom 1. Februar 1962 hatte Siegfried Lenz versucht, Celans Vertrauen in bestimmte Freunde, darunter Walter Jens, wiederherzustellen:

„Es trifft sich, dass einige meiner Freunde sich auch zu Ihren Freunden zählen, die bewundernd und anteilnehmend Ihre Arbeit begleitet haben – ob es Walter Lenning ist oder Leonhardt, Jens oder Enzensberger: von ihnen weiß ich, dass sie meine Hochschätzung für Paul Celan teilen.“⁴¹

Sechs Wochen später entwirft Celan einen Brief an Reinhard Federmann, einen Freund aus frühen Wiener Tagen. Das nicht abgeschickte Schreiben ist in vielfacher Hinsicht aufschlussreich. Es enthält nicht nur zwei Gedichte von Heinrich Heine, die vollständig zitiert und parodistisch eingesetzt werden. Es ist darüber hinaus voll von sprachspielerischer Komik. Vor allem das Spiel mit Namen (Heinz Politzer, Peter Szondi, Rudolf Hirsch) reizt Celan zu komischen Verdrehungen:

„b Es war einmal ein Politzer, der heinzte, der heinzte ...
 c In Heidelberg am Neckar, da dozierte mein ‚Verteidiger‘ Peter (Sonnenschein -) Szondi, ein Kastner-Jud.
 d Hervorgehoben vom ab- und endesgefertigten Samif-Autor (vgl. Rudolf Hirsch – Zwi wie Zwifaches, d.h. doppeltes Demus-Kaschnitz-Bachmann-Spiel) ... Es braust ein Schroers durchs Mondstrahl-Tal / O Jens, o Jens, o Jensrumrum / O quae mutatio Weberum!“⁴²

„O Jens ...“: Die sprachspielerische Komik ist für Außenstehende schwer zu deuten. Was signalisiert sie im Fall von Walter Jens? Die dreimalige Wiederholung des Namens scheint weniger eine Haltung der Souveränität als der einer Verzweiflung zu

entspringen: Verzweiflung über die Beziehung eines jüdischen und eines deutschen Schriftstellers, die einander eine Zeitlang brauchten, deren Verhältnis aber plötzlich umschlagen kann von Vertrauen in Misstrauen, von Verständnis in Missverständnis. Aus solidarischem Einssein kann ungeahnt vorwürfige Entzweiung werden. Die kurze Geschichte von Paul Celan und Walter Jens liefert dafür Anschauungsmaterial. Sie ist ein Lehrstück für die Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre durch bestehenden, durch geschichtliche Traumata bedingten Schwierigkeiten bei der Begegnung von Juden und Deutschen im Raum deutschsprachiger Literatur.

Walter Jens seinerseits gehört zu den wenigen Schriftstellern in Deutschland, die schon früh eine Sensibilität gerade auch für die abgründige Geschichte von Juden in Deutschland nach der Shoa an den Tag gelegt haben: literarisch und persönlich. Ich habe diese Werk-Dimension in meinem Buch zu Walter Jens in einem eigenen Kapitel ausführlich beschrieben: „Weimar im Schatten von Buchenwald: Juden und Christen in Deutschland“. Einzelheiten sind dort nachzulesen.⁴³

V. „TÜBINGEN, JÄNNER“ IM VERGLEICH

Als Vermächtnis dieser prekären Beziehung bleibt das durch den Besuch bei Walter Jens inspirierte Celan'sche Gedicht „Tübingen, Jänner“. Denn dieser Text signalisiert genau die Verstörung, die das jüdisch-deutsche Verhältnis nach der Shoa nun einmal prägt. Wir sahen: Geschrieben ist es zu einer Zeit, als der Autor sich durch in bestimmten Kreisen genüsslich verbreitete Verleumdungen in seiner Glaubwürdigkeit als Schriftsteller und *damit* in seiner ganzen Existenz aufs Tiefste bedroht sieht. Der Text reflektiert deshalb nicht zufällig an einem Ort wie Tübingen die prekäre Stellung des Künstlers in der Welt im Modus der Verhüllung, der Spiegelung und des Verweises.

Friedrich Hölderlin und Georg Büchner sind ihm dabei Leitfiguren. Auf *Büchner*, in dessen Namen Celan wenige Monate zuvor noch den wichtigsten deutschen Literaturpreis erhalten hatte, verweist die Verwendung des Wortes „Jänner“. Einerseits signalisiert das Wort eine präzise Verzeitlichung der Begegnung mit Tübingen, die nun einmal konkret im Monat Januar stattgefunden hat. Zugleich signalisiert die kalkulierte Wahl der österreichischen Variante für Januar „Jänner“ mehr als Chronologie, was auch durch die bewusste Streichung der anfangs hinzugefügten Jahreszahl

„1961“ angedeutet ist. Aus „Tübingen, Jänner 1961“ ist in der Druckfassung nur noch „Tübingen, Jänner“ geworden. Worin besteht dieses „Mehr“ an Bedeutung? Ein Blick in die Dankesrede Celans anlässlich der Verleihung der Büchner-Preises 1960 hilft weiter. Celan kennt offensichtlich aus seiner Ausgabe der Werke Büchners diesen ersten Satz der (unvollendete) Lenz-Novelle: „Den 20. Jänner ging Lenz durchs Gebirg“⁴⁴. Das Datum markiert den Tag, an dem sich der Schriftsteller Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) – der geistigen Zerrüttung nahe – auf den Weg zum Elsässischen Gebirgsdorf Waldersbach gemacht hatte, um zum Hause von Pfarrer Johann Friedrich Oberlin (1740-1820) zu gelangen. Über Lenz wird derjenige Satz überliefert, den Celan nicht zufällig in seiner Büchner-Preis-Rede zitiert: „... nur war es ihm manchmal unangenehm, dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte“ um diesen Satz dann so zu kommentieren: „Wer auf dem Kopf geht, meine Damen und Herren, – wer auf dem Kopf geht, der hat den Himmel als Abgrund unter sich“.

Eine Aussage von grundsätzlicher Bedeutung, genau wie diejenige, die wenige Abschnitte später folgt: „Vielleicht darf man sagen“, führt Celan in seiner Dankesrede aus, „dass jedem Gedicht sein ‚20. Jänner‘ eingeschrieben bleibt? Vielleicht ist das Neue an den Gedichten, die heute geschrieben werden, genau dies: dass hier am deutlichsten versucht wird, solcher Daten eingedenk zu bleiben? Aber schreiben wir uns nicht alle von solchen Daten her? Und welchen Daten schreiben wir uns zu?“⁴⁵

Nach diesen Selbstdeutungen braucht es keine langen Begründungen mehr, warum Celan auch für seine Begegnung mit Tübingen in schwierigster Zeit die Chiffre „Jänner“ wählt. Bei der Begegnung mit dieser Stadt, genauer: mit dem Turm Hölderlins, will er offensichtlich auch Büchners Lenz’ „eingedenk“ bleiben. Eingedenk damit der Schicksale zweier dem Wahnsinn verfallener Dichter. Denn was ist *Friedrich Hölderlins* Schicksal anderes als eine Wiederholung dieser Dichter-Tragik? Celans Text arbeitet denn auch die Ver-rücktheit dieser Dichterexistenz präzise heraus – als Spiegel der Existenz von Dichtern auch „in dieser Zeit“, in *unserer* Zeit somit. Hier liegt das Außerordentliche seines Gedichts. Kommen wir auf die drei eingangs dokumentierten Texte der 60er Jahre zurück und ziehen sie nun zum Vergleich heran.

Johannes Bobrowski beschränkt sich in seinem Text auf die Evokation der Szene rund um den Turm am Neckar: Bäume, die dort stehen, Kähne mit ihren Ruderstangen, die dort lagern; der Neckar, der „grün“ vorbeifließt. Wichtig sind hier die Beziehungen im Raum (Turm, Mauer), die Farben (Grün), die Töne (Glockengeläut). Hölderlin selber bleibt schattenhaft: schon einst, aber auch jetzt. Er soll schattenhaft

bleiben, weil er nur so sein Geheimnis bewahren kann. Was dieses Geheimnis Hölderlins inhaltlich ausmacht, bleibt ungesagt.

So ungesagt wie bei *Ernst Meister*. Noch stärker als Bobrowski begnügt er sich mit einer kleinen Skizze. „Neulich in Tübingen“: Die Wortwahl signalisiert Flüchtigkeit der Begegnung, den bloßen Moment, die Momentaufnahme. Die gewählte Abbrivatur „der Turm da / in T.“ zeigt dies an. Das Kürzel genügt. Alles andere wird verschwiegen, bewusst ausgespart. Doch die Leerstellen in diesem Gedicht sind so wichtig wie die gefüllten Zeilen; die mitkomponierten Pausen so wichtig wie das Gesagte; der weiße Raum auf dem Papier so wichtig wie die schwarzgedruckten Zeichen. Skizzenhaft hingeworfen auch das Rollenzitat, bewusst anonymisiert. Wer spricht, bleibt offen, soll offen bleiben. Hölderlin hat sich während seiner Zeit im Turm gern als „Herr Bibliothekar“ anreden lassen. Doch auch dieses Zitat legt ihn nicht fest. Was besagt es schon? Was Hölderlin inhaltlich zu sagen hatte, bleibt unkommentiert. Hölderlins Präsenz in Tübingen ist, diesem Text zufolge, nur als Negation fassbar: „Doch er kam / nicht vorbei, / an keinem in T.“ Der Übergang von „er“ zu „mir“ in der letzten „Strophe“ signalisiert, dass es auch um eine Selbstpositionierung des Sprechers dieses Gedichtes geht. Hölderlins schattenhafte Existenz deutet die eigene.

Michael Hamburger dagegen setzt in seinem Text ganz auf die „Botschaft“ Hölderlins, sein ästhetisches und politisches Programm, er präsentiert es freilich in seiner ganzen Gebrochenheit. In Form eines inneren Monologs lässt er den alt gewordenen Hölderlin ein halbes Jahr vor dessen Tod über sein Leben reflektieren. Gescheitert ist er: gescheitert in seiner Liebe zu Diotima, gescheitert im Versuch einer Wiederbelebung Griechenlands („Tempel“), gescheitert in seinem Versuch, mit Hilfe der Dichtung die Zeit zu verändern („Wo ist die Flamme?“). Jetzt lebt er fern von dieser Welt. Er hat sie „ausgesperrt“, zur Tür „hinausverbeugt“. Jetzt lebt er welt-los, aber auch götter-los. Sein „Lied“ – verloren. Sein Ruhm – entschwunden. Zurück bleibt ein Hölderlin, der mit stummer Hand „den gefrorenen Himmel“ greift und der als Mensch einem „schwarzen kahlen Baum im Winterdämmerlicht“ zum Verwechseln ähnlich sieht.

Der Vergleich zeigt, dass in Celans Gedicht die genannten Einzellemente ebenso präsent sind, zugleich aber zu einer Synthese verschmolzen scheinen. Auch in Celans Gedicht ist Hölderlin nur skizzenhaft, fast schattenhaft präsent. Zum einen durch die Evokation der Szene um den Hölderlinturm, wobei der gewählte Plural „Hölderlintürme“ ein weiterer Verweis auf die „Zeitlosigkeit“ der Aussage sein soll.

So wie jedem Gedicht sein „Jänner“ eingeschrieben ist, so jeder Dichterexistenz sein „Hölderlinturm“. Zum anderen ist Hölderlin präsent durch die Anspielung auf den ihn damals im Turm betreuenden Schreiner, Zimmer mit Namen. Und schließlich ist er präsent in knappen Zitaten: einerseits aus seiner Dichtung (der Vers „Ein Rätsel ist Reinentprungenes“ stammt aus der Hymne „Der Rhein“), andererseits aus seinem Leben. „Pallaksch“ soll Hölderlin während der Zeit seines Turm-Lebens des öfteren gesagt haben, um eine Antwort zwischen Ja und Nein in der Schwebe zu halten. „Pallaksch“ wäre so ein Hölderlinsches Rückzugswort ins Un-Sinnige, Un-Sagbare. Auch formal sind beide Zitate eigentümlich präsentiert: entweder durch Zeilenbruch verfremdet, buchstäblich gebrochen, oder durch Einklammerung aus dem Gesamtzusammenhang isoliert und dadurch noch einmal als Grund-Aussage hervor- und zugleich aufgehoben.

Aber der Celan'sche Text ist mehr als eine bloße Hölderlin-Evokation. Grundsätzlichen Charakter bekommen die Aussagen zum einen durch den Wegfall des Verbs in der ersten Strophe. Wer hier spricht, bleibt bewusst offen. Wesen Augen „zur Blindheit überredet“ sind, bleibt ungesagt. Auch der Grund, warum Augen zur Blindheit „überredet“ werden mussten oder konnten. Dadurch eröffnet sich ein weites Assoziationsfeld, das eine eindeutige Sinnfestlegung verhindern will. Deutungsmöglichkeiten schwanken zwischen einer biographischen Reminiszenz (Celan sieht sich angesichts der Goll-Krise von Helfern möglicherweise überredet, stärker „blind“ zu sein für die Anschuldigungen) und der dialektischen Bestimmung von blinden Sängern zu erwählten Göttersöhnen, ein Motiv, das das antike Griechenland kennt und das Hölderlin gerade in der „Rhein“-Hymne aufgenommen hatte: „Die Blindesten aber / sind Göttersöhne“.

Zugleich nimmt der Sprecher des Gedichtes die Erinnerung an Hölderlin zum Anlass, ein Dichterschicksal heute mit dem Patriarchen/Propheten-Schicksal der biblisch-jüdischen Tradition zu konfrontieren. Das Ganze wird präsentiert in Form einer Vision. Das einzige im Gedicht vorkommende Verb steht im Konjunktiv: „käme / käme ein Mensch ...“ Eine Kluft wird aufgerissen zwischen dem Einst (Zeit der Patriarchen) und dem Jetzt („dieser Zeit“), die dermaßen unheimlich ist, dass der mögliche Einbruch von Patriarchen/Propheten ins Heute zum Ausbruch des Irrsinns führen würde, zu einem in Lall-Lauten artikulierten Irrsinn, dem schon Hölderlin und Lenz Ausdruck gaben.

In summa: In Celans Gedicht wird Tübingen zu einem „Jänner“- (Büchner/Lenz) und einem „Hölderlinturm“-Ort und damit zu einem Ort des Eingedenkens von Dichterschicksalen in dürrtiger Zeit. Celans Gedicht leistet wie kein anderes der 60er Jahre diesen Übergang vom Einst zum Jetzt, leistet diese Erinnerungsarbeit, bei der Tübingen zu einem Ort von Verhüllungen, Spiegelungen und Verweisen wird, zu einem Ort, an dem sich Grundsätzliches über die Rolle der Dichtung und der Dichter sagen lässt. Treffend von daher das Wort von Reinhard Zbikowski: „Tübingen mit seinem Hölderlinturm ist für Celan – wie Petropolis für Mandelstam – eine *diaphane* Stadt“. Dieses Tübingen liegt nicht mehr nur am Neckar, es liegt an Flüssen, Seen und Meeren, überall dort, „wo Hölderlin selbst einen Ort des Verweilens und des Gedenkens zu finden geglaubt hat.“⁴⁶

Tübingen auf diese Weise „diaphan“ gemacht zu haben: Es ist das Verdienst von Paul Celan, es ist aber auch eines der großen Verdienste von Walter Jens um Tübingen. Er sorgte wie kein anderer dafür, dass, im Spiegel beispielsweise der Universitätsgeschichte, Tübingen zum exemplarischen Ort der Macht- und Geisteskämpfe durch die Epochen hindurch wurde.⁴⁷ „Ort der Handlung“⁴⁸ bei ihm ist „Deutschland“ – durchaus, aber auch immer wieder Tübingen. Um die „Diaphanität“ der Stadt also haben sich beide auf ihre Weise verdient gemacht, die sich am 28. Januar 1961 in Tübingen trafen, sich über Manuskripte und Dokumente beugten, um Klarheit in einer Affäre zu gewinnen, bei der die Existenz eines Dichters in dieser Zeit auf dem Spiel stand.

Amerkungen

- ¹ Grundlegend sind hier: *K. Beyrer (Hrsg.)*, Die Reise nach Tübingen. Stadtansichten zwischen 1700 und 1850, Tübingen 1987, sowie: *G. Ueding (Hrsg.)*, Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, Frankfurt/M. – Leipzig 1990. *K. Borowsky – B. Werner (Hrsg.)*, Tübingen im Gedicht, Tübingen 2. Aufl. 2004.
- ² Weitere Gedichte nicht nur in der genannten Gedicht-Anthologie, sondern auch in: *H. Delbrück (Hrsg.)*, Dem Dichter des Lesens. Gedichte für Paul Hoffmann. Von Ilse Aichinger bis Zhang Zao (in Zusammenarbeit mit W. Zwierzynski), Tübingen 1997. Besonders verwiesen sei auf den Tübingen-Zyklus von: *Eva Christina Zeller*, Stiftungsgarten. Gedichte (mit einem Nachwort von Karl-Josef Kuschel), Tübingen 2006.
- ³ *F. Rückert*, In Tübingen mit meinen Musen gerne / Hätt' ich gewohnt (1817), in: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 24f.
- ⁴ *W. Hauff*, Sehnsucht (1824). In: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 22-24.

- ⁵ *J. Kerner*, Tübinger Burschenlied (1809), in: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 350f.
- ⁶ *J.R. Becher*, Tübingen oder die Harmonie (1937), in: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 203.
- ⁷ *J. Bobrowski*, Samartische Zeit / Schattenlandströme. Gedichte. Neuausgabe in einem Band, Stuttgart 1961/62, S. 79. Auch in: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 270f. In der heute maßgebenden Ausgabe: *J. Bobrowski*, Gesammelte Werke in 6 Bänden, Bd. I, hrsg. V. E. Haufe, Stuttgart 1998, ist als Entstehungsdatum der 30.5.1961 angegeben. Text dort: S. 107.
- ⁸ *M. Hamburger*, Hölderlin (Tübingen, Dezember 1942), in: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 269f.
- ⁹ *E. Meister*, Neulich in Tübingen (1969), in: Tübingen. Ein Städte-Lesebuch, S. 272.
- ¹⁰ *P. Celan*, Gesammelte Werke Bd. I (Gedichte I), Frankfurt/M. 1983, S. 226.
- ¹¹ Einzelheiten bei: *A. Gellhaus*, Erinnerung an schwimmende Hölderlintürme. Paul Celan „Tübingen, Jänner“. Spuren 24. Dezember 1993 hrsg. v. U. Ott, F. Pfäfflin, Th. Scheuffelen (Deutsche Schillergesellschaft Marbach/Neckar), S. 5. *J. Lehmann* (Hrsg.), Kommentar zu Paul Celans „Die Niemandrose“, Heidelberg 1997, S. 119-124 („Tübingen, Jänner“, kommentiert von B. Böschenstein). *B. Wiedemann* (Hrsg.), Paul Celan. Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, Frankfurt/M. 2003 (Text: S. 133; Kommentar: S. 680-682).
- ¹² Die im Folgenden zitierten Briefe von Paul Celan an Walter Jens wurden mir vom Walter-Jens-Archiv der Berliner Akademie der Künste dankenswerterweise zur Verfügung gestellt anlässlich der Arbeit an meinem Buch „Walter Jens. Literat und Protestant“, Düsseldorf 2003. Ich danke auch an dieser Stelle noch einmal Frau *Gudrun Schneider* von der Stiftung Archiv der Akademie der Künste.
- ¹³ Dokumentiert in: *B. Wiedemann* (Hrsg.), Paul Celan – Die Goll-Affäre. Dokumente zu einer ‚Infamie‘, Frankfurt/M. 2000.
- ¹⁴ Vgl. dazu *B. Böschenstein*, Hölderlin und Celan, in: Paul Celan, hrsg. v. W. Hamacher – W. Menninghaus, Frankfurt/M. 1988, S. 191-200.
- ¹⁵ Vgl. dazu *R. Zbikowski*, „schwimmende Hölderlintürme“. Paul Celans Gedicht „Tübingen, Jänner“ – diaphan, in: „Der glühende Leertext“. Annäherungen an Paul Celans Dichtung, hrsg. v. Ch. Jamme – O. Pöggeler, München 1993, S. 185-211, bes. S. 185: „Celans Besuche in Tübingen reichen – soweit Erkundigungen einzuholen möglich war – bis in die frühen fünfziger Jahre zurück. Peter Härtling teilte brieflich mit, dass er sich zum ersten Mal 1953 mit Celan getroffen habe, als dieser von Tübingen nach Stuttgart zurückkehrte, wo er Gast im Hause von Hannah und Herman Lenz war. Lenz selbst erinnert sich – ebenfalls in brieflicher Mitteilung –, dass Celan zwischen 1954 und 60 mehrmals in Tübingen gewesen ist. ‚Einmal‘ – so Lenz – ‚brachte er uns Immergrün von Hölderlins Grab‘.“
- ¹⁶ *P. Roos*, Genius loci. Gespräche über Literatur und Tübingen, Tübingen 1986, S. 103.
- ¹⁷ *B. Wiedemann*, Paul Celan und die Buchhandlung Gastl in Tübingen, in: Kurzer Aufenthalt. Streifzüge durch literarische Orte, hrsg. v. U. Harbusch – G. Wittkop, Göttingen 2007, S. 327-331.
- ¹⁸ Einzelheiten bei: *H. Mayer*, Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen Bd. II, Frankfurt/M. 1984. TB-Ausgabe Frankfurt 1988: Fünfter Teil: Exkurs: Erinnerungen an Paul Celan, S. 312-328. Ebenso: *H. Mayer*, Sprechen und Verstummen

der Dichter, in: ders., *Das Geschehen und das Schweigen. Aspekte der Literatur*, Frankfurt/M. 1969, S. 11-34. Zu Celans „Tübingen, Jänner“, S. 11-15.

- ¹⁹ *B. Wiedemann*, a.a.O., S. 328 (wie Anm. 17).
- ²⁰ *P. Celan*, Brief an Walter Jens vom 4. März 1961.
- ²¹ *H.W. Richter*, *Wie entstand und was war die Gruppe 47?*, in: Hans Werner Richter und die Gruppe 47, hrsg. v. H.A. Neunzig. Mit Beiträgen von W. Jens u.a., München 1979, S. 41-176, Zitat S. 111f.
- ²² Einzelheiten dazu bei: *J. Felstiner*, *Paul Celan. Eine Biographie*. Deutsch von Holger Fliessbach, München 1997, S. 98.
- ²³ Einzelheiten dazu bei: *J. Felstiner*, a.a.O., S. 98f.
- ²⁴ Vgl. *H. Lenz*, *Erinnerungen an Paul Celan*, in: *Paul Celan – Hanne und Hermann Lenz. Briefwechsel*, hrsg. v. B. Wiedemann, Frankfurt/M. 2001, S. 8.
- ²⁵ Dokumentiert in: *S. Cofalla (Hrsg.)*, *Hans Werner Richter Briefe*, München – Wien 1997, S. 128. In diesem Band auch weitere Dokumente zum Verhältnis Celan – Richter bzw. Gruppe 47: Brief 54/9; 62/10, Anm. 3.
- ²⁶ *W. Jens*, *Nüchternheit und Präzision im Hymnos (1959)*, in: *Über Paul Celan*, hrsg. v. D. Meinecke, Frankfurt/M. 1970, S. 47-51, Zitat S. 47.
- ²⁷ *W. Jens*, a.a.O., S. 47 (wie Anm. 26).
- ²⁸ Die gesamte Affäre hat umfassend dokumentiert und untersucht: *B. Wiedemann (Hrsg.)*, *Paul Celan – Die Goll-Affäre* (wie Anm 13). Der Artikel von Claire Goll findet sich hier als Dokument 59 (S. 251-253).
- ²⁹ Der Brief Celans an Walter Jens vom 19. Mai befindet sich nicht im Walter-Jens-Archiv, sondern im Paul-Celan-Nachlass und ist erstmals veröffentlicht bei: *B. Wiedemann (Hrsg.)*, *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, S. 531-535 (wie Anm. 13).
- ³⁰ Zit. n. *A. Gellhaus*, a.a.O., S. 5 (wie Anm. 11).
- ³¹ Zit. n. *A. Gelhaus*, a.a.O., S. 6.
- ³² Wieder abgedruckt in: *B. Wiedemann (Hrsg.)*, *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, S. 365-370 (wie Anm. 13).
- ³³ So jedenfalls in einem Briefentwurf an Paul Schallük vom 5.7.1961: „Herr Jens hat gegen besseres Wissen diesen Schurken ‚philologische Objektivität‘ attestiert.“, zit. n. *B. Wiedemann (Hrsg.)*, *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, S. 371 (wie Anm. 13).
- ³⁴ *P. Celan*, Brief an Siegfried Lenz vom 30. Januar 1962, in: *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, S. 559 (wie Anm. 13).
- ³⁵ *P. Celan*, Brief an Siegfried Lenz vom 30. Januar 1962, in: a.a.O., S. 558.
- ³⁶ *P. Celan*, Brief an Theodor W. Adorno vom 26. Januar 1962, in: *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, S. 551 (wie Anm. 13).
- ³⁷ *P. Celan*, *Matière de Bretagne*, in: *Die Gedichte*, hrsg. u. kommentiert v. Barbara Wiedemann, Frankfurt/M. 2003, S. 102, Kommentar S. 655-657.
- ³⁸ *W. Jens*, *Nüchternheit und Präzision im Hymnos*, S. 50 (wie Anm. 26).
- ³⁹ *W. Jens*, *Deutsche Literatur der Gegenwart. Themen, Stile, Tendenzen*, München 1961, TB-Ausgabe München 1964, S. 97-100
- ⁴⁰ *P. Celan*, Brief an Walter Jens vom 16. Mai 1961. Auch in: *B. Wiedemann (Hrsg.)*, *Paul Celan – Die Goll-Affäre*, S. 530 (wie Anm. 13).

- ⁴¹ S. Lenz, Brief an Paul Celan vom 1.2.1962, in: B. Wiedemann (Hrsg.), Paul Celan – Die Goll-Affäre, S. 562 (wie Anm. 13).
- ⁴² P. Celan, Brief (Entwurf) an Reinhard Federmann vom 15.3.1962, in: B. Wiedemann (Hrsg.), Paul Celan – Die Goll-Affäre, S. 566 (wie Anm. 13).
- ⁴³ K.-J. Kuschel, Walter Jens. Literat und Protestant, Düsseldorf 2003, S. 127-165.
- ⁴⁴ Textkritische Arbeiten der jüngeren Zeit ergaben, dass Büchner ursprünglich offensichtlich zu Beginn seines „Lenz“ die Monatsangabe „Jänner“ weggelassen hat. Erst in späteren Drucken wurde sie hinzugefügt. Heute maßgebende Ausgaben von „Lenz“ beginnen denn auch mit „Den 20. ging Lenz durch's Gebirg“.
- ⁴⁵ P. Celan, Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises, Darmstadt am 22. Oktober 1960, in: Paul Celan, Gesammelte Werke Bd. III, Frankfurt/M. 1983, S. 187-202, Zitate S. 195.196.
- ⁴⁶ R. Zbikowski, „schwimmende Hölderlintürme“, S. 192 (wie Anm. 15).
- ⁴⁷ W. Jens, Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik (zusammen mit Inge Jens), München 1977. W. u. I. Jens, Die kleine große Stadt Tübingen. Fotos von Stephan Moses u. Joachim Feist, Stuttgart 1981.
- ⁴⁸ Anspielung auf den Essay-Band: W. Jens, Ort der Handlung in Deutschland. Reden in erinnerungsfeindlicher Zeit, München 1981.